



## Liebe im Leben von Erich Fromm

Rainer Funk

Erstveröffentlichung unter dem Titel „Liebe im Leben von Erich Fromm. Ein biographisches Nachwort“, in: E. Fromm, *Die Kunst des Liebens*, München (Deutsche Verlags-Anstalt) 2006, pp. 157-177. - Wieder abgedruckt in: *Fromm Forum* (Deutsche Ausgabe - ISBN 1437-0956) 11 / 2007, Tuebingen (Selbstverlag) 2007, pp. 12-18.

Copyright © 2007 and 2011 by Dr. Rainer Funk, Ursrainer Ring 24, D-72076 Tuebingen, Fax: +49-(0)7071-600049; E-Mail: funk[at-symbol]fromm-online.com.

Die Erfolgsgeschichte von *Die Kunst des Liebens* lässt sich nicht allein mit den inhaltlichen Aussagen dieses Buches erklären. Viele spricht beim Lesen etwas an, das mit dem Autor und *seiner* Kunst des Liebens zu tun haben muss. Manche fragen sich, wie Fromm selbst geliebt und ob er das, was er hier lehrt, auch selbst gelebt hat. Davon soll im Folgenden die Rede sein.

Ich möchte zunächst von Eindrücken berichten, die sich mir, aber auch anderen, im Gespräch mit dem älter gewordenen Fromm vermittelt haben. Das Eindrucksvollste war sein Interesse an seinem Gegenüber. Es zeigte sich nicht nur in einem warmen und zugleich unverwandten, manchmal fast zu intensiven Blick. Überraschend war vor allem, wie er sein Interesse an seinem Gegenüber zum Ausdruck brachte.

Als ich in den siebziger Jahren Fromms Assistent in Locarno war, wo Fromm von 1973 an bis zu seinem Tod im Jahr 1980 lebte, stellte er mir oft ganz einfache und nahe liegende Fragen, die aber genau den richtigen Punkt trafen und Stück für Stück in die Tiefe führten. So konnte er fragen, welches Buch ich im Moment lese; was mich dazu bringe, gerade dieses Buch zu lesen; was mich bei der Lektüre anspreche und was nicht. Äußerte ich, dass ich das Gelesene eher belanglos oder gar langweilig fände, wollte er wissen, warum ich mit etwas Unwichtigem meine Zeit vertue. Auch interessierte ihn, was mir selbst eigentlich wichtig sei, was mich wirklich anspreche und womit ich am liebsten meine Zeit verbringe.

In Wirklichkeit stellte Fromm nur jene Fra-

gen, die sich sein Gegenüber eigentlich selbst hätte stellen müssen, es aber nicht tat. Ich stellte sie mir nicht, weil sie mich vielleicht hätten armselig erscheinen lassen oder weil sie mich gar beschämt hätten. Ich hätte unter Umständen die Konsequenzen ziehen und mein Leben ändern müssen. Auch gibt es Fragen, - wie etwa die, warum gerade mir etwas Leidvolles zustößt - auf die es keine Antwort gibt, die man aber dennoch als Fragen zulassen und ertragen muss. Fromm stellte die von mir gemiedenen, verdrängten und ignorierten Fragen.

Das Besondere der Verständigung im persönlichen Gespräch mit Fromm war die Direktheit und Nähe, die er dadurch herstellte, dass er mit seiner Aufmerksamkeit und seinem Interesse zu seinem Gegenüber hinüberreichte und stellvertretend für diesen selbst Fragen stellte. Die Fragen konnten bohrend sein; sie gingen unter die Haut. Eine Schutzbehauptung und Scheinbegründung nach der anderen wurden hinterfragt.

Dass man seine Fragen nicht als beschädigend und vernichtend wahrnahm, verweist auf eine weitere Besonderheit des Gesprächs mit ihm. Vielleicht fühlte man sich angesichts seiner Fragen nackt und bloß, aber nie bloßgestellt, verurteilt oder schlecht gemacht. So durchdringend sein Blick und seine Fragen auch waren, sie hatten dennoch etwas Wohlwollendes. Sie zeichneten sich durch jenen Wunsch nach „Erkenntnis“ aus, von dem er in *Die Kunst des Liebens* sagt: „Achtung vor einem anderen ist nicht möglich ohne ein wirkliches Kennen des ande-



ren.“ Zu einem solchen Erkennen ist man nur fähig, wenn man sich den gestellten Fragen selbst ausgesetzt hat.

Das Interesse, das Fromm mit seinen Fragen seinem Gesprächspartner entgegenbrachte, war Ausdruck und Ergebnis jener Fragen, die er sich selbst stellte und auf die er - nach leidvollen Erfahrungen und durch mühsame Lernprozesse hindurch - Antworten zu geben versuchte. Er wusste, wovon er sprach (und schrieb), wenn er jene demaskierenden Fragen stellte, die die Oberfläche zu durchdringen imstande sind. Erst der eigene Umgang mit Fragen und Infragestellungen ermöglicht eine „Erkenntnis“ des anderen.

Wird man mit Fragen und Infragestellungen konfrontiert, bei denen dieser Wunsch nach „Erkenntnis“ spürbar ist, dann fühlt man sich zwar provoziert und getroffen, aber nicht verurteilt und beschämt. Im Gegenteil, die Fragen können zu eigenen Fragen werden mit dem Ergebnis, dass man sich nicht nur erkannt, sondern zugleich verstanden fühlt. Dies ist es, was auch viele Leser bei der Lektüre von *Die Kunst des Liebens* spüren. Dies ist es aber auch, was sowohl die besondere Art seines therapeutischen Umgangs als auch die Liebesfähigkeit Fromms auszeichnet.

Dem Autor von *Die Kunst des Liebens* ist die Fähigkeit, so lieben zu können, nicht in den Schoß gefallen, im Gegenteil. Bis weit in seine Lebensmitte hinein galt auch für ihn, was er in diesem Buch schreibt: „Es gibt kaum ein Unterfangen, das mit so ungeheuren Hoffnungen und Erwartungen begonnen wurde und das mit einer solchen Regelmäßigkeit fehlschlägt wie die Liebe.“ Es gibt viele Gründe, warum die eigene Liebesfähigkeit begrenzt oder gar zum Scheitern verurteilt ist. Von besonderer Bedeutung ist für jeden Menschen die Art der Liebe, die von Mutter und Vater vorgelebt wurde. Denn sie kann die Entwicklung der eigenen Liebesfähigkeit beflügeln oder lähmen. Richten wir also einen Blick auf die mütterliche und väterliche Liebe, die die Kindheit und Jugend Fromms prägte.

Erich Fromm wurde im Jahr 1900 in Frankfurt am Main geboren. Er war das einzige Kind seiner Eltern. Der Vater, Naphtali Fromm, war zum Zeitpunkt von Erichs Geburt 30 Jahre alt. Von

Beruf war er Beerenweinhändler und eben kein jüdischer Theologe wie viele seiner Vorfahren. Eher ängstlich und stark an die Kleinfamilie gebunden, litt er wegen seines Berufs unter Minderwertigkeitsgefühlen. Er setzte alle Hoffnungen darauf, dass sein Sohn die Reihe der Tal mudgelehrten fortsetzen werde. Seine Liebe zu Erich war eine Mischung aus *zärtlicher Zuwendung* (es gibt eine ganze Reihe von Fotos, die den 12- und 13-jährigen Erich auf dem Schoß des Vaters sitzend zeigen), *ängstlicher Fürsorglichkeit* (Erich durfte im Winter oft nicht das Haus verlassen, weil er sich draußen hätte erkälten können) und einer sehr *ambivalenten Idealisierung*. Als der begabte Student mit 22 Jahren bereits seine Doktorprüfung in Soziologie an der Universität von Heidelberg machte, war der Vater davon überzeugt, dass sein Sohn durch die Prüfung fallen und sich dann umbringen werde.

Fromms Mutter war 24 Jahre alt, als er geboren wurde. Sie kam aus einem weniger frommen Haus als der Vater und galt in ihrer Verwandtschaft als lustige und gesellige Frau, die in ihrer Familie den Ton angab. Sie lebte ganz für ihr einziges Kind. Es gibt zwei Fotos, die viel über die Art der Liebe sagen, die die Mutter dem Sohn entgegenbrachte. Das eine zeigt Mutter und Sohn am Rande eines Sees in einem Park. Mit der rechten Hand ergreift die Mutter die Schulter des etwa 10-jährigen Jungen und drückt ihn fest an ihren Busen. Gleichzeitig stützt sie ihren linken Arm in einer Siegerpose auf ihre Hüfte. Hier wird eine sehr zupackende und *festhaltende Mutterliebe* sichtbar, die es dem Sohn - zumal dem einzigen Kind - nicht leicht machte, sich von ihr zu lösen.

Das andere Foto zeigt, wie sehr die Mutter den Sohn bewundert. Erich ist auf dem Foto etwa 17 Jahre alt und gleichgroß wie der Vater. Wie der Vater so hält auch der Sohn in der Hand einen Spazierstock und einen Hut - Attribute des bürgerlichen Mannes der Zeit. Der Vater blickt in die Kamera, der Sohn schweift mit den Augen in die Ferne. Zwischen beiden aber steht die Mutter. Mit ihrem rechten Arm beim Sohn eingehakt richtet sie ihren Blick - voller Erwartung und bewundernd zugleich - auf sein Gesicht. Wie Fromm selbst später bekannte, wollte die Mutter, dass er ein großer Künstler und Wissenschaftler werden sollte, ein zweiter



Paderewski. Paderewski war damals ein gefeierter Komponist, Pianist und polnischer Politiker, der 1919 sogar für kurze Zeit Ministerpräsident war.

Ein solches Übermaß an Idealisierung schafft zunächst ein grandioses Selbstgefühl und ein starkes Selbstbewusstsein. Viel von Fromms selbstsicherem - manche sagen auch arrogantem - Auftreten in seinen dreißiger und vierziger Jahren geht zurück auf diesen Aspekt der *narzisstischen Liebe seiner Mutter*. Allerdings bekommt ein Mensch eine solche Selbstaufwertung nicht umsonst. Sie ist an eine bewundernde Umgebung geknüpft, sie ist kein autonomes und von anderen unabhängiges Selbstwerterleben. Tatsächlich hatte Fromm lange damit zu kämpfen, von dieser festhaltenden und ihn idealisierenden Mutterliebe los zu kommen.

Auch wenn die Liebesfähigkeit eines jungen Menschen im allgemeinen von der durch Mutter und Vater vorgelebten Liebe geprägt ist, so bestimmen die Eltern doch nicht allein die Entwicklung seiner Liebesfähigkeit. Das Streben nach Unabhängigkeit und Autonomie und eine eigene liebende Aktivität prägen jede psychische Entwicklung von Geburt an mit. Beim Erwachsenwerden drückt sich dieses Streben in der Suche nach einem Partner oder einer Partnerin aus, der oder die andere Liebeserfahrungen möglich macht. Je nachdem, wie behindernd und die Eigenentwicklung störend sich dabei die Liebe von Mutter und Vater auswirkt, führt eine solche Suche nach neuen und alternativen Liebeserfahrungen dann doch wieder zu Beziehungen, in denen die bekannten elterlichen Beziehungsmuster wiederkehren.

Oft muss man eine ganze Reihe scheiternder Liebesbeziehungen durchleben, bis man bereit ist, im Partner nicht mehr unbewusst die in Wirklichkeit klein und abhängig haltende Liebe der Mutter und des Vaters wiederzufinden. Auch ist dieser verspätete Prozess der Ent-Bindung von der mütterlichen und väterlichen Liebe im allgemeinen mit leidvollen Verzicht- und Verlusterfahrungen verknüpft. Bei allen Enttäuschungen und Schmerzen, die mit der Aufgabe von Elternbindungen einhergehen - entscheidend ist letztlich, ob der Wunsch, selbst lieben zu können, fortbesteht. Denn, so sagt Fromm an anderer Stelle: „Wer sich entschließt, ein Problem mit

Liebe zu lösen, braucht den Mut, Enttäuschung auszuhalten und trotz Rückschlägen geduldig zu bleiben.“

Ein solcher, ungebrochener Wunsch, lieben zu können, lässt sich im Leben Fromms trotz scheinender Beziehungen bis weit in die Lebensmitte nachzeichnen. Die seine Liebesfähigkeit einschränkende *Vaterliebe* überwand Fromm relativ leicht. Er suchte sich bereits als Jugendlicher in Rabbiner Nehemia Nobel von der Frankfurter Synagoge am Börneplatz eine andere, nämlich religiös gebildete Vaterfigur. Nobel war in gewisser Hinsicht auch ein Gegenentwurf zu Fromms überängstlichem Vater. Der Rabbiner scharte einen kleinen Kreis von Jugendlichen um sich, zu dem auch Fromms Jugendfreund Ernst Simon gehörte. Eigentlich wollte Fromm Talmudgelehrter werden. Das Talmudstudium in Polen oder im Baltikum hätte allerdings eine enorme geografische Entfernung von den Eltern in Frankfurt mit sich gebracht. Eine derart weite Distanz zwischen sich und Vater und Mutter aber wollte Fromm nicht in Kauf nehmen. So studierte er zunächst Rechtswissenschaften in seiner Heimatstadt Frankfurt.

Nach zwei Semestern aber, im Sommer 1919, wagte er den Schritt, verließ Frankfurt und schrieb sich in der nahe gelegenen Universität Heidelberg für das Studium der Soziologie bei Alfred Weber ein. Auch hier suchte sich Fromm neben dem Studium an der Universität einen religiösen Lehrer, zumal Rabbiner Nobel bereits 1921 starb. Er fand in Salman Baruch Rabinkow einen Talmudgelehrten, der nicht nur vom Chabad-Chassidismus (einer intellektuellen Richtung des Chassidismus) geprägt war, sondern auch Ideen des Sozialismus und des Aufklärungshumanismus vertrat. Er hatte sich in Heidelberg als Privatlehrer für russische Emigranten angesiedelt. Fast fünf Jahre lang ging Fromm mehrmals in der Woche zum privaten Studium zu ihm, erledigte aber auch Sekretärsaufgaben für Rabinkow. Es gibt niemanden, über den Fromm später so anerkennend und wertschätzend spricht, wie über Rabinkow. So paradox es klingt, aber es war dieser Talmudgelehrte, der Fromms Entbindung von seiner Vaterreligion ermöglichte und begleitete.

Natürlich bedurfte es für die Loslösung von



den inneren Vaterbildern noch anderer Personen und Erfahrungen. Es war vor allem die Entdeckung der Psychoanalyse Sigmund Freuds, die in Fromm eine starke Freiheitsdynamik mobilisierte, aus der heraus er 1926 zu „seinem“ Sündenfall fähig wurde: Er verstieß gegen die Speisegebote des Judentums und aß an Pesach, dem jüdischen Osterfest, Schweinefleisch. Er verband die Zurückweisung der ängstlichen Vaterliebe mit der Aufgabe der Vaterreligion. Die Schriften Georg Grimms über den Buddhismus halfen ihm dabei, den Glauben an einen persönlichen Gott aufzugeben und sich dem Buddhismus und der Religionskritik zuzuwenden.

Sich von hemmenden, inneren Bildern der Vaterliebe zu trennen, kann sich sehr fruchtbringend auf die eigene Kreativität und Liebesfähigkeit auswirken. In den folgenden Jahren war Fromm frei, seinen eigenen sozialpsychologischen Ansatz zu entwickeln. Er fragte nach dem Unbewussten gesellschaftlicher Größen und erkannte, in welchem Ausmaß wir Menschen durch die Erfordernisse des Wirtschaftens und des sozialen Zusammenlebens psychisch geformt sind. Er formulierte - lange vor Adorno - bereits Anfang der dreißiger Jahre die Theorie des autoritären Charakters. Jetzt vermochte er die Freud'sche Triebtheorie als Produkt eines biologischen und patriarchalen Denkens zu kritisieren und ihr seine Sicht des Menschen als eines Beziehungs Wesens, das von Geburt an zur Liebe fähig ist, entgegen zu setzen.

Ohne diese theoretischen Neuformulierungen zwischen 1928 und 1937 sind die späteren Themen und Arbeiten Fromms nicht denkbar: sein Verständnis von Freiheit und Liebe, Aggression und Destruktivität, seine Arbeiten über psychische Produktivität und seelische Gesundheit sowie vor allem die Beschreibung und Analyse von weiteren, gesellschaftlich geprägten Charakterorientierungen.

Die Trennungsversuche von der ihn bewundernden Mutterliebe waren langwieriger und um vieles leidvoller. Nachdem er 1922 seine Verlobte an seinen Jugendfreund Leo Löwenthal verloren hatte, lernte er 1923 die elf Jahre ältere Psychiaterin Frieda Reichmann kennen, die sich zur Psychoanalytikerin ausbilden ließ. Zusammen mit ihr betrieb er in Heidelberg von 1924 bis

1928 ein Therapeutikum. Die Idee war, dass alle Gäste des kleinen Sanatoriums in der Mönchhofstraße 15 bei Frieda auf der psychoanalytischen Couch von ihren sexuellen Verdrängungen befreit werden sollten. Darum mussten sich alle im Haus einer Psychoanalyse unterziehen, auch Erich Fromm. Dabei verliebte er sich in seine Analytikerin und heiratete Frieda schließlich 1926 aus einer solchen therapeutischen Übertragungsliebe heraus. Die Ehe allerdings war bereits 1928 an ihrem Ende, ohne dass sich Fromm dies eingestehen wollte. Er konnte sich noch nicht trennen, suchte nur den Abstand. Ab 1928 machte er in Berlin seine Ausbildung zum Psychoanalytiker. 1930 eröffnete er dort eine psychotherapeutische Praxis und begann am Institut für Sozialforschung in Frankfurt zu arbeiten.

Im Jahr 1931, erkrankte Fromm an offener Tuberkulose und musste sich in die Isolation eines Sanatoriums in Davos zurückziehen. Frieda und Erichs gemeinsamer Freund, der Psychosomatiker Georg Groddeck aus Baden-Baden, gab ihm den Rat, sich von Frieda zu trennen, denn der Tuberkuloseerkrankung liege der unbewusste Wunsch zugrunde, sich von ihr zu lösen. Ob diese Einschätzung richtig war oder nicht, mag dahingestellt sein. Groddecks Rat sagt zumindest so viel, dass Außenstehende die Trennung von Frieda als notwendig erkannten.

Die Erkrankung sorgte dafür, dass Fromm faktisch von Frieda getrennt war. Als er im April 1934 so weit gesund war, dass er wieder reisen konnte, herrschten in seiner Heimat bereits die Nationalsozialisten. Für Erich Fromm als Mitglied des Frankfurter Instituts für Sozialforschung wäre eine Rückkehr nach Deutschland außerordentlich gefährlich gewesen. Er entschloss sich zur Emigration in die Vereinigten Staaten. Dort wurde aus der Freundschaft mit der 15 Jahre älteren Psychoanalytikerin Karen Horney allmählich eine Beziehung, die zwar nie zur Heirat führte, aber doch sehr über das gemeinsame fachliche Interesse hinausging. Wenn immer Fromm von New York aus Reisen unternahm, war Karen Horney mit ihm unterwegs. Beide vertraten ein revidiertes Verständnis von Psychoanalyse. Allerdings war Karen Horney eine ehrgeizige Partnerin und die Beziehung nie ganz frei von Rivalität.

Die Liaison mit Karen Horney währte bis



1941 und ging in einem heftigen Streit zu Ende, der auch zu einer Spaltung der bisher gemeinsamen psychoanalytischen Gesellschaft führte. Mit seinem Buch *Die Furcht vor der Freiheit* war Fromm in den USA nicht nur ein anerkannter Wissenschaftler, sondern auch ein gefragter Autor und Redner geworden. Neben seiner therapeutischen Praxis in New York und seinen Lehrverpflichtungen an der Columbia University und an der New School for Social Research lehrte Fromm in diesen Jahren auch am Bennington College in Vermont.

Einige Zeit nach dem Bruch mit Karen Horney lernte Fromm die gleichaltrige Henny Gurland kennen, die mit Walter Benjamin vor den Nazis aus Frankreich geflohen war und an der spanischen Grenze miterlebte, wie sich Benjamin das Leben nahm. Fromm heiratete die in Deutschland geborene, gelernte Zeitungsfotografin im Jahr 1944. Endlich schien Fromm die Frau seines Lebens gefunden zu haben. Mit ihr zusammen baute er 1947 in Bennington in Vermont ein eigenes Haus. Kaum waren sie in das neue gemeinsame Haus eingezogen, wurde Henny mit einer unerklärlichen Erkrankung bettlägerig. Zunächst vermutete man eine Bleivergiftung, dann wurde eine äußerst schmerzhafte arthritische Erkrankung diagnostiziert. Fromm sagte alle Termine ab, um Henny zu pflegen und sie nicht allein zu lassen.

Aus Liebe zu Henny siedelte er 1950 mit ihr nach Mexiko über. Das dortige Klima sollte ihre Schmerzen lindern. Fromm baute sich in Mexiko-Stadt eine neue Existenz auf. Er begann 1951 eine Gruppe von Medizinerinnen zu Psychoanalytikerinnen auszubilden und erhielt eine feste Professur an der Universität. Allerdings vereitelte Hennys Erkrankung jeden Plan, seinen Lehraufträgen und Vortragseinladungen in den Vereinigten Staaten nachzukommen. Er konnte sie nicht mitnehmen und wollte sie nicht allein lassen. Er tat alles für sie, orientierte sein Leben ganz an der Sorge um sie - ohne dass sich dadurch ihr Leiden auch nur um einen Deut gebessert hätte. Die Situation steigerte sich ins Unerträgliche. Im Juni 1952 fand er Henny tot im Badezimmer.

Fromm war am Ende mit seinen Liebesversuchen. Er spürte nur noch Scheitern, Ohnmacht und Verlassenheit. Psychoanalytische Ausbildungskandidaten, die damals zu ihm in Therapie

kamen, wussten nicht, was tatsächlich geschehen war, berichteten aber, dass Fromm sich völlig verändert hatte. Es war ein furchtbar leidvoller und mühsamer Weg, sich von einem Selbstbild zu lösen, das sich an der bewundernden Mutterliebe orientierte. Hennys Tod zwang ihn, seine eigene Begrenztheit, ja sein eigenes Scheitern zu akzeptieren.

Monate später fand Fromm wieder den Mut, eine neue Beziehung einzugehen. Erstmals war es eine Amerikanerin, Annis Freeman, aus Alabama. Annis war Witwe, sie hatte drei Ehemänner verloren. Mit ihrem letzten Mann hatte sie in Indien gelebt, war aber nach dessen Tod in die Vereinigten Staaten zurückgekehrt. Diese Frau war anders als alle Frauen, mit denen Fromm bisher zu tun gehabt hatte. Sie war sehr attraktiv, sinnlich, ohne beruflichen Ehrgeiz, aber doch eine ebenbürtige Gesprächspartnerin. Fromm verliebte sich in sie und heiratete sie im Dezember 1953. Sie zog zu ihm nach Mexiko. Nach ihren Plänen bauten sie ein Haus in Cuernavaca, in dem sie von 1956 bis 1973 lebten. Sie begleitete ihn bei seinen monatelangen Aufenthalten in den USA und stützte sein Engagement in der US-amerikanischen Politik, bei der Abrüstungs- und Friedensbewegung.

Das Buch *Die Kunst des Liebens* kam 1956 auf den Markt. Fromm schrieb es Ende 1955, Anfang 1956, nachdem das Buch *Wege aus einer kranken Gesellschaft* zum Abschluss gebracht war. Viele Gedanken, die Fromm in *Die Kunst des Liebens* entwickelte, lassen sich auch schon in früheren seiner Publikationen finden. Und doch hat dieses Buch auf viele eine besondere Wirkung. Fromm hatte erst mit dem ohnmächtigen Abschied von Henny und der Liebe zu Annis jene Liebesfähigkeit gefunden, die von den kindlichen Bindungen befreit war. Erst jetzt konnte seine Praxis der Liebesfähigkeit mit seiner Theorie der Liebe auch tatsächlich übereinstimmen. Erst jetzt galt auch für ihn selbst, was er in diesem Buch schrieb: „Ob Harmonie waltet oder ob es Konflikte gibt, ob Freude oder Traurigkeit herrscht, ist nur von sekundärer Bedeutung gegenüber der grundlegenden Tatsache, dass zwei Menschen sich vom Wesen ihres Seins her erleben, dass sie miteinander eins sind, indem sie mit sich selbst eins sind, anstatt vor sich selber auf



der Flucht zu sein.“

Seine Theorie der Liebe hat Fromm in *Die Kunst des Lebens* ausführlich dargestellt. Und doch hat er sie während der 27 Jahre, in denen er mit Annis liebend verbunden war, noch weiter entwickelt. Seit sich Fromm von der Triebtheorie Freuds in den dreißiger Jahren losgesagt hatte, sah er das Kernproblem des Menschen nicht in der Befriedigung seiner Triebansprüche, sondern im Bezogensein des Menschen auf die Wirklichkeit.

Entscheidend für das Gelingen des Menschen ist in psychologischer Perspektive, in welcher Weise ein Mensch auf andere Menschen, auf sich selbst und auf die ihn umgebende Wirklichkeit bezogen sein kann. Lange bevor die Gehirn- und die Säuglingsforschung nachweisen konnten, dass der Mensch bereits von Geburt an imstande ist, in *aktiver* Weise auf seine Umwelt bezogen zu sein, sprach Fromm (statt vom primären Narzissmus der Freudschen Theorie) von einer primären Tendenz im Menschen, dieses aktive Bezogensein so zu gestalten, dass es zu einer immer größeren inneren Unabhängigkeit von nicht-eigenen und ich-fremden Kräften (Personen, Beziehungsräumen, Fremdbildern) kommt. Er nannte diese Art des Bezogenseins „produktiv“ (vom lateinischen *pro-ducere*), weil sie aus einer Eigenaktivität des Menschen „hervor-geführt“ wird. Kommt diese primäre Tendenz zu einer produktiven Orientierung im Leben eines Menschen zum Zug, dann ist er imstande, selbständig und aus eigenen Kräften zu denken, zu lieben, zu fühlen, zu fantasieren, zu handeln.

Die primäre Tendenz zu einer produktiven Liebe kann durch eine produktive Liebe der frühen Bezugspersonen sehr gefördert werden, sie kann aber auch durch eigensüchtige, ängstliche, vereinnahmende, festhaltende, entwertende, abhängig machende Liebesformen der elterlichen Figuren gehemmt, ja in ihr Gegenteil verkehrt werden. Dabei sieht Fromm in der Art, wie die frühen Bezugspersonen lieben, immer auch gesellschaftliche Beziehungsmuster am Werk. Für ihn sind die Eltern zugleich Repräsentanten und Vermittler dessen, was eine bestimmte Gesellschaft zu ihrem Funktionieren braucht.

Wie sehr die eigene Liebesfähigkeit gehemmt werden kann, hat Fromm selbst leidvoll zu spüren bekommen. Die Beeinträchtigung war aber

nie so tief reichend, dass diese primäre Tendenz zur Liebe in ihr Gegenteil umgeschlagen wäre - nämlich in eine Tendenz, das Bezogensein in erster Linie destruktiv zu gestalten. Selbst die Erfahrung, dass viele seiner Verwandten in Hitlers Konzentrationslagern umgebracht wurden, ließ ihn nicht an der primären Tendenz zu einer produktiven Liebe zweifeln. Er hielt daran fast, dass die Destruktivität und der Wunsch zu vernichten sekundäre Tendenzen sind, die sich dann entwickeln, wenn die Tendenz zu produktiver Liebe und Vernunft gewaltsam vereitelt wird.

Fromms Theorie der Liebe wurde nach dem Erscheinen von *Die Kunst des Lebens* durch zwei Ereignisse in Frage gestellt. Seine Frau Annis erkrankte noch in den fünfziger Jahren an Brustkrebs. Sie wurde operiert und unterzog sich einer Diät. Auch wenn die Krebserkrankung für gut zwanzig Jahre nicht mehr wiederkehrte, so erlebte sie Fromm doch als eine Krankheit, die hinterrücks einer lebensfeindlichen Dynamik folgte. Er kämpfte zusammen mit Annis gegen den Krebs und machte bei der drakonischen Diät mit (was - nebenbei bemerkt - seinem körperlichen Aussehen und seiner Gesundheit sehr zuträglich war).

Die zweite große Herausforderung stellte der sich zuspitzende Kalte Krieg dar. Auch wenn die Lektüre von *Die Kunst des Lebens* dies vielleicht nicht vermuten lässt, war Fromm seit seiner Jugend ein politisch hochsensibler und aktiver Mensch. Was in Politik und Gesellschaft vor sich ging, berührte Fromm in einer ganz existenziellen Weise. So sehr er der hörende Therapeut war, so sehr drängte es ihn, sich als Psychoanalytiker in die Politik einzumischen. Er tat dies vor allem auf amerikanischem Boden, schrieb Analysen zu Fragen der Außenpolitik, des Kalten Krieges mit der Sowjetunion, der atomaren Hochrüstung, nahm mit Senatoren persönlichen Kontakt auf, mischte bei der Präsidentschaftskandidatenwahl mit, demonstrierte gegen den Vietnamkrieg und machte sich zum Sprachrohr einer Politik der Entspannung.

Es war vor allem die atomare Hochrüstung, die seinen Glauben an die primäre Liebesfähigkeit des Menschen ins Wanken brachte. Ein atomarer Krieg wurde Anfang der sechziger Jahre - angesichts der Kuba-Krise - zur realen Bedrohung. Wie sehr diese Gefahr Fromm umtrieb,



geht aus einem Brief an Clara Urquhart vom 29. September 1962 hervor: „Kürzlich schrieb ich nachts eine Art Aufruf, in dem es um die Liebe zum Leben ging. Er entstand aus einer Stimmung der Verzweiflung, die mich spüren ließ, dass es kaum noch eine Chance gibt, einen atomaren Krieg zu vermeiden. Plötzlich kam mir und fühlte ich, dass die Menschen gegenüber der Kriegsgefahr deshalb so passiv sind, weil die Mehrheit einfach nicht das Leben liebt. Mir kam der Gedanke, dass ihre Liebe zum Leben anzusprechen statt ihre Liebe zum Frieden oder ihre Angst vor dem Krieg, mehr Wirkung haben könnte.“

Fromm spürte Verzweiflung, weil die Mehrheit sich nicht mehr gegen die atomare Kriegsgefahr wehrte. Er deutete diese Passivität als Versiegen der Liebe zum Leben und als unbewusste Einwilligung in eine destruktive, Leben vernichtende Dynamik, wie sie sich im Einzelfall auch bei manchen Suizidanten beobachten lässt. Was aber, wenn immer mehr Menschen das Leben nicht mehr lieben und die primäre Tendenz zur Liebesfähigkeit mehrheitlich vereitelt ist? Dass eine solche Entwicklung möglich ist, wusste der deutsche Jude Fromm. Er war der nationalsozialistischen Vernichtungsmaschinerie entkommen. Vor einem atomaren Krieg der Großmächte aber gab es kein Entrinnen. Seine Kontaminierung würde wie ein metastasierender Krebs den Lebensraum aller Menschen zerstören.

Fromm musste reagieren. Er tat dies auf verschiedene Weise. Eine erste wehrhafte Reaktion gegen den kollektiven Verlust der Liebesfähigkeit war, sich mit Leserbriefen, politischen Pamphleten, öffentlichen Artikeln und Reden sowie mit Hilfe von persönlichen Kontakten zu befreundeten Senatoren Gehör zu verschaffen und auf die Gefahr eines kollektiven Verlusts der Liebe zum Leben und auf das Erstarken eines allgemeinen Zerstörungswunsches hinzuweisen. Er geißelte Politiker und Wissenschaftler, die glaubten, das Risiko eines Atomkrieges berechnen und 20 Millionen tote Amerikaner in Kauf nehmen zu können.

So wichtig es ist, psychologisch die Liebesfähigkeit des Menschen zu erforschen, so überlebenswichtig schien es Fromm, die psychische Dynamik einer Destruktivität zu erkennen, deren einzig erkennbarer Zweck es ist, zerstörerisch zu sein. So begann er Anfang der sechziger Jahre,

das meist unbewusste Angezogensein vom Zerstörerischen zu untersuchen. Er unterscheidet verschiedene Arten von Aggressivität und Destruktivität, deren bedrohlichste die „Nekrophilie“ ist - das Angezogensein vom Leblosen und Toten (nekrós ist der Leichnam) und vom Zerstörerischen. Denn nur bei dieser Form von Destruktivität ist das Zerstörerische Selbstzweck. Über zehn Jahre lang fesselte den Autor von *Die Kunst des Liebens* die Möglichkeit der Vereitelung der Liebesfähigkeit und deren Pervertierung in einem ebenso starken Wunsch, zerstörerisch zu sein. Erstmals skizzierte er diese Nekrophilie 1964 in dem Buch *Die Seele des Menschen*. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen legte er dann 1973 in dem Buch *Anatomie der menschlichen Destruktivität* vor.

Schließlich versuchte Fromm - wie in dem zuvor zitierten Brief an Clara Urquhart angedeutet -, die Fähigkeit des Menschen zur Liebe mit ihrer spezifischen Fähigkeit zur „Biophilie“, zur Liebe zum Leben und dem Angezogensein vom Lebendigen, zu begründen. Er fragte generell nach der Eigendynamik alles Lebenden und erkannte, dass diesem über das Streben nach Überleben hinaus „eine Tendenz zur Integration und Vereinigung“ eigentümlich ist. „Vereinigung und integriertes Wachstum sind für alle Lebensprozesse charakteristisch, und dies trifft nicht nur für die Zellen zu, sondern auch für das Fühlen und Denken.“

In dem Beitrag „Lieben wir noch immer das Leben?“, der 1967 in der amerikanischen Zeitschrift *McCalls* veröffentlicht wurde, schrieb Fromm: „Wenn das Leben seinem Wesen nach ein Wachstumsprozess und ein Prozess der Ganzwerdung ist und nicht mit Mitteln der Kontrolle und Gewalt geliebt werden kann, dann ist die Liebe zum Leben der Kern jeder Art von Liebe. Liebe ist die Liebe zum Leben in einem Menschen, in einem Tier, in einer Pflanze. Weit davon entfernt, etwas Abstraktes zu sein, ist die Liebe zum Leben der ganz konkrete und wirkliche Kern einer jeden Art von Liebe. Wer immer glaubt, einen anderen Menschen zu lieben, aber nicht das Leben liebt, der mag sehnsüchtig einem anderen Menschen anhängen - doch lieben tut er ihn nicht.“

„Wenn jemand über einen anderen Menschen sagt, dass dieser ‚wirklich das Leben liebt‘,



dann verstehen die meisten Menschen, was damit gemeint ist. Wir stellen uns dann einen Menschen vor, der alles, was wächst und lebendig ist, liebt; wir haben jemanden vor Augen, der vom Wachsen eines Kindes, vom Erwachsenwerden, von einer Idee, die Gestalt annimmt, von einer im Wachsen begriffenen Organisation angezogen ist. Für einen solchen Menschen wird selbst das, was nicht lebendig ist, wie ein Stein oder das Wasser, zu etwas Lebendigem. Das, was lebendig ist, zieht ihn an, und zwar nicht, weil es groß und mächtig ist, sondern weil es lebendig ist.“

Die neue Begründung der menschlichen Liebesfähigkeit führte auch zu einer erneuten Abgrenzung von anderen, meist biologisch orientierten Theorien der Liebe. Die lebendige Welt dient diesen meist nur „als Mittel zur Befriedigung ihrer körperlichen Bedürfnisse“. Der Mensch aber hat in erster Linie das Bedürfnis, „seine Fähigkeiten der Welt gegenüber zum Ausdruck zu bringen“. Die Liebe zum Lebendigen manifestiert sich nämlich bei den Menschen darin, dass sie „nach einem Gegenstand streben, zu dem sie in Beziehung treten und mit dem sie sich vereinigen können“. Dies ist die Begründung für eine Äußerung, die er bereits in *Die Kunst des Lebens* machte: „Unreife Liebe sagt: ‚Ich liebe dich, weil ich dich brauche.‘ Reife Liebe sagt: ‚Ich brauche dich, weil ich dich liebe.‘“

Um Letzteres zu illustrieren, knüpfte Fromm an eine Äußerung von Karl Marx an und formulierte: „Weil ich Augen habe, habe ich das Bedürfnis zu sehen; weil ich Ohren habe, habe ich das Bedürfnis zu hören; weil ich ein Gehirn habe, habe ich das Bedürfnis zu denken; und weil ich ein Herz habe, habe ich das Bedürfnis zu fühlen. Kurzum: Weil ich ein Mensch bin, brauche ich den Menschen und die Welt.“

Menschliche Liebesfähigkeit gründet in der Biophilie, im Angezogenensein vom Lebendigen. Diese Erkenntnis blieb nicht ohne Wirkung auf Fromms eigene Praxis der Liebe. Die entscheidende Frage lautete nun, ob und wie es Menschen gelingen kann, dieses ursprüngliche Liebesbedürfnis zu spüren und ihm Ausdruck zu verleihen. Ein ganz entscheidender Zugang zum oft verschütteten und verdrängten Liebesbedürfnis ist das Aufspüren der eigenen inneren Hindernisse.

Die Frage der Selbsterkenntnis und Selbstanalyse, des Zugangs zu unbewussten Strebungen und Vorstellungen, wie sie in Träumen, aber auch in Charaktereigentümlichkeiten und Symptomen erkennbar werden, spielte nun in der Alltagsgestaltung Fromms eine immer größere Rolle. Bis zu einer Stunde nahm er sich täglich Zeit, um seine Träume zu analysieren, zu meditieren, Konzentrations- und Bewegungsübungen zu machen. Suzukis Vermittlung des Zen-Buddhismus war ihm dabei ebenso eine Hilfe wie die Übungen zur Achtsamkeit, die ihn in seinem letzten Lebensjahrzehnt Nyanaponika Mahathera, ein buddhistischer Mönch aus Sri Lanka, gelehrt hat. Die mystischen Traditionen des Chassidismus, des Sufismus und eines Meister Eckhart gaben wichtige Impulse auf dem Weg nach Innen.

Der Weg nach Innen, den Fromm praktizierte, zielte aber nicht auf Innerlichkeit und Weltabgeschlossenheit, sondern auf einen anderen, nämlich kreativeren, vernünftigeren und liebenderen Umgang mit der Wirklichkeit, den anderen und sich selbst. Eben weil dieser Umgang immer auch durch verzerrte Beziehungserfahrungen definiert ist, braucht es den Weg nach Innen, um liebend auf andere bezogen sein zu können. Mit dem Weg nach Innen sollen Hindernisse beseitigt werden, die sich nicht nur über die Elternbeziehungen gebildet haben. Es geht Fromm vor allem um jene Beziehungserfahrungen, die jeden Tag aufs Neue gesellschaftlich gefordert und angepriesen werden.

Jede Gesellschaft und gesellschaftliche Gruppierung versucht das als Liebe auszugeben, was am besten zu ihrem Selbsterhalt beiträgt. So sieht eine autoritäre Gesellschaft in der Liebe zur und Dankbarkeit gegenüber der Autorität den Inbegriff von Liebe, weil nur so ein auf Herrschaft und Unterwürfigkeit aufgebautes gesellschaftliches System optimal funktioniert. Eine auf Wettbewerb und Erfolg setzende Marktwirtschaft hat ein ganz anderes Verständnis von Liebe. Die Liebesfähigkeit hängt hier davon ab, ob jemand das Beste aus sich macht, sich im Wettbewerb behaupten kann, zu Partnerschaftlichkeit, Toleranz und Fairplay fähig ist. Jeder soll o.k. sein und sich gut selbst darstellen können.

Das, was in einer bestimmten Gesellschaft als liebenswert angesehen wird, zielt für Fromm





meist auf etwas anderes als auf die freie Äußerung eines Liebesbedürfnisses. Dem autoritär Liebenden geht es um Herrschaft und Selbstbeherrschung. Der am Marketing Orientierte will gut ankommen, einen guten Eindruck machen, erfolgreich sein - und auf diese Weise lieben. In Wirklichkeit aber hat er kein inneres Bedürfnis zu lieben, sondern ein anderes Bedürfnis, das ihn daran hindert, das Liebesbedürfnis zu spüren und ihm Ausdruck zu verleihen. Solche hinderlichen Bedürfniswahrnehmungen zu erkennen, erfordert eine kritische Distanz zu allem, was gesellschaftlich erwartet und vorgelebt wird. Wenn Gesellschaftskritik aber nicht der Gefahr erliegen will, selbst ideologisch zu werden, muss sie den Weg nach Innen gehen und Ernst machen mit der Suche nach der Liebe zum Leben.

Je mehr es Fromm gelang, die inneren Hindernisse für seine Liebesfähigkeit zu erkennen und zu überwinden, desto mehr vermochte er die Fähigkeit zu lieben wie ein sinnliches Bedürf-

nis zu praktizieren. Wer immer Fromm in den letzten Jahrzehnten seines Lebens näher kennen lernte, konnte beobachten, dass er die Fähigkeit zu lieben als ein *Bedürfnis* erlebte, auf andere Menschen liebend bezogen zu sein. Seiner Liebe Ausdruck verleihen zu können, wurde ihm tatsächlich zu einem unverzichtbaren Bedürfnis, das er befriedigte, wann immer es ihm möglich war.

Als ich in den siebziger Jahren Assistent bei Fromm in Locarno war, wurde ich immer wieder Zeuge seiner ungewöhnlichen Liebesfähigkeit. Man konnte sie in der Art und Weise spüren, wie er sich auf sein Gegenüber im Gespräch einließ. Davon war eingangs bereits die Rede. Sie ließ sich aber vor allem in seiner Liebe zu Annis beobachten, etwa wenn er sie im Fahrstuhl küsste, sich von ihr verabschiedete, wenn er mit ihr sprach, sie anschaute und sie berührte. Und sie lässt sich noch immer wahrnehmen, wenn man sein Buch *Die Kunst des Lebens* liest.